

# Musikverwalter, Bildertanz – und ganz viel Stille

Musikfest Stuttgart: Händel aus Halle, experimentelle Filme der 20er Jahre mit Musik und Luigi Nonos Streichquartett

VON SUSANNE BENDA

Es ist Mittag, draußen scheint die Sonne, durch die Fenster des Instrumentenmuseums schauen neugierige Passanten. Sie hören nichts, und auch innen ist es ganz leise. Feine Töne, sanfte Bewegungen legen sich hier gegen- und übereinander: ein feines Spinnennetz der Klänge. Pause. Dann weben vier Streicher wieder Neues, Filigranes. Das Konzert hat viele Löcher, und es fordert nicht nur dem Rosamunde-Quartett auf der Bühne, sondern auch den Besuchern im Fruchtkasten des Würtembergischen Landesmuseums ein Höchstmaß an Konzentration ab.

Nach der Uraufführung seines Streichquartetts 1980 warf man dem italienischen Komponisten Luigi Nono zunächst vor, er zöge sich mit dieser Hommage an Friedrich Hölderlins Dichtung vom (links-)politischen Anspruch seiner Kunst zurück in eine reaktionäre Innerlichkeit. Später erkannte man, dass das Werk gerade in seiner Abkehr vom Äußerlichen eine neue Art der Radikalität formuliert, und heute zählt es zu den Klassikern der zeitgenössischen Musik.

Das Rosamunde-Quartett hielt das Stück in ebenjener Balance von mediterranem Singen und präziser Durcharbeitung, die Nonos Klängen guttut: Zu hören war eine schillernde Etüde über ein Kaleidoskop von Klängen und Gesten, die sich ständig neu zusammensetzen. Auch der vorangegangene Auftritt des Hölderlin-Herausgebers Dietrich Eberhard Sattler, der seine These des strukturell Fragmenthaften bei Hölderlin noch einmal kurz vorstellte und anschließend dem Dichter selbst Gehör verschuf, half der Vertiefung auf – wenngleich Sattlers Meri-

ten als Editor wohl höher einzuschätzen sind als seine rezitatorischen Fähigkeiten.

Nonos Klänge immerhin wirkten nach, bis sich abends das Händelfestspielorchester Halle, die Barockabteilung der Hallenser Staatskapelle, der diffusen Akustik der Stiftskirche stellte. In Kombination mit einer spürbaren Unsicherheit der Musiker bei Henry Purcells G-Dur-Suite zu Beginn sorgte der Raumklang dafür, dass es um die Koordination zwischen Streicherstimmen nicht zum Besten bestellt war. Der Eindruck, dass sich fortwährend Melodielinien zu diffusen Klangflächen fügten, gab sich mit der Zeit ein wenig. Doch auch bei Arien und Instrumentalwerken aus Händels „Solo-

mon“-Oratorium zeigte das vom Konzertmeister Bernhard Forck geleitete Händelfestspielorchester Schwächen: Gerade im Vergleich mit den hohen Maßstäben, welche die Besten unter den historisch informierten Ensembles zuletzt gesetzt haben, wirkte das Händelfestspielorchester im Dialog starr, in der rhetorischen Ausgestaltung der musikalischen Phrasen wenig lebendig. Schönes, Gelingen gab es allerdings auch – vor allem dort, wo die Sopranistin Ulrike Schneider ihren lyrischen Sopran jenseits allzu hoher Koloraturansprüche etwa bei Händels ebenso wunderschöner wie selten gegebener Kantate „Donna, che in ciel di tanta luce splendi“ gut in Szene setzen konnte.



Keine Sofa-Musiker: Das Rosamunde-Quartett spielte Nono

F.: Braunbehrens/PR

Das Nachtkonzert führte seine Besucher schließlich wieder an einen kaum bekannten Ort: In der Kirche St. Maria in der Tübinger Straße bot das Ensemble Ascolta Beispiele seiner musikalischen Beschäftigung mit Stummfilmen der 1920er Jahre. Die Idee, dem damals herrschenden Geist der filmischen Avantgarde ein angemesseneres Gegenüber zu bieten als die in den 20ern noch vorherrschende musikalische Spätromantik, ist zwar nicht neu, aber immer wieder reizvoll.

Korrekterweise müsste man die dadaistischen und surrealen Streifen dieser experimentierfreudigen Zeit mit Musik der 50er Jahre ergänzen – schließlich hinkt die als notorischer Spätentwickler den anderen Sparten grundsätzlich zwanzig bis dreißig Jahre hinterher. Doch bei heutiger Betrachtung entwickelt die Reibung zwischen Altem im Bild und Neuem in der Musik eine reizvolle Dynamik. Diese kann so weit gehen, dass man das vermeintlich Gestrige als hochaktuelle begreift (wie etwa Hans Richters „Vormittagsspuk“ von 1928, zu dem Carola Bauckholt eine spielerisch-witzige, geräuschorientierte, sehr pointierte Musik schrieb). Und der hochinteressante Vergleich, den man bei zwei Versionen von René Clairs „Entr’acte“ von 1924 zwischen der alter Vertonung von Eric Satie (im Arrangement von Andrew Digby) und der neuen von Martin Smolka ziehen konnte, machte wohl selbst müde Musikfest-Besucher munter. Und bei Oskar Fischingers „Studie Nr. 7“ zu Brahms’ (ebenfalls arrangiertem) fünftem Ungarischem Tanz bestimmte tatsächlich einmal die Musik Formen und Rhythmus des Films. Endlich!